

Günther Bader

Rezension zu:

RÖSER, Johannes:

Auf der Spur des unbekanntes Gottes. Christsein in moderner Welt, Freiburg i.Br.: Herder 2021.

Der Autor

Prof. Dr. Günther Bader, vormals Vizerektor und Lehrender an der KPH Edith Stein (Pensionierung 2019).

Prof. Dr. Günther Bader
Botanikerstraße 4
A-6020 Innsbruck
e-mail: guenther.bader@chello.at



In mehreren Zugängen ‚auf der Spur des unbekanntes Gottes‘ und auf den ‚Spuren des faszinierend-erschreckend Ewigen‘ (73) regt Johannes Röser, langjähriger Chefredakteur und jetziger Herausgeber der Zeitschrift *Christ in der Gegenwart*, eine Auseinandersetzung mit Transzendenz und eine kritische Reflexion des bisherigen Gottesverständnisses an. Er bezieht sich auf ein heutiges (natur-)wissenschaftliches Verständnis der Entwicklung des Universums bzw. der Multiversen und der Entstehung des Lebens. „In der Evolution des Universums und des Lebens gibt es genauso eine Evolution des Glaubens und Wissens.“ (36) Unter diesem Aspekt beschreibt er die Glaubensevolution des Christentums. In der ausführlichen Darstellung des evolutiven Universums und einer evolutionssoziobiologischen Debatte über Religion (73) liegt wohl auch das Faszinierende dieses Buches. Dabei sind seine anthropologischen und theologischen Aussagen – insbesondere zur Schöpfungstheologie und zur Komplexität eines evolutiven Universums – durchaus spannend.

„Warum ist überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts?“ (33) Diese zentrale Frage gibt einen entscheidenden Anstoß zum Weiterdenken. „Alles beginnt mit dem atemberaubenden Staunen: dass überhaupt etwas ist und nicht vielmehr nichts. In einem derart lichten Augenblick der Evolution wurde Gottesahnung lebendig, wurde der Mensch fähig für Gott, für Gottesbilder, wurde er liturgiefähig. Eines Tages malte ein Mensch das erste Gebet der Weltgeschichte an eine Höhlenwand, sang einer das erste Gotteslob in den Wind oder trommelte es auf abgenagten Knochen. Im Bruchteil einer Menschheitssekunde begann ein Mann oder eine Frau von der eigenen Gottesfurcht zu erzählen, diese an Kinder weiterzugeben. Über Laute, Töne, Klänge, Rhythmen, Farben und Linien kam Gott erstmals zu seinen Menschen und der Mensch erstmals zu Gott. Der Mensch wurde Mensch als Mensch Gottes. Der sich selbst unbekanntes Mensch erkannte sich vor dem unbekanntes Gott. Er erkannte Gott.“ (60)

Der Autor beschreibt dann die kulturgeschichtliche Revolution, die mit der Erfindung der Schrift – als Grundlage für Offenbarung(sreligionen) – begann (101–117) und den „dramatischen Umbruch im weltlichen wie religiösen Bewusstsein als Folge der Schriftlichkeit“ (104). „Durch die abstrakte Buchstabenschrift erst wird der zuvor mythologisch-innerweltlich präsente Gott entschieden transzendent, unsichtbar und bildlos, was sich im mosaischen Bilderverbot ausdrückt. Mit der energischen Abwehr und Ausgrenzung von Magischem, von Aberglauben geht ein Wandel der Gottesverehrung einher: Gott braucht nicht Blut, nicht Weihrauch, nicht einmal das Gebet. Er weiß um den Menschen, er schaut auf die Gesinnung, aufs Herz.“ (107) Trotzdem hebt J. Röser neben der Schrift auch die

Bedeutung der Bilder hervor, ohne die wir nicht auskommen. „Es sind immer Bilder – ob rational-gedanklich, emotional-seelisch, sprachlich, textlich, symbolisch oder optisch –, mit denen wir uns auf der Spur des unbekanntes Gottes bewegen. Auch Schriftliches weckt in uns Bilder.“ (119) Er macht darauf aufmerksam, dass Menschenbilder Gottesbilder prägen und umgekehrt: „Der Zusammenhang ist auch in der Offenbarungsreligion Christentum, im Glauben an den Menschensohn und Gottessohn Jesus Christus unauflöslich.“ (121)

Im Kapitel ‚Christus, die Ikone‘ (151–179) (die ‚Ikone‘ als das ‚Bild‘ Gottes) entfaltet J. Röser die Grundlage des christlichen Glaubens: Gott hat in Jesus Christus Menschengestalt angenommen; er hat sich ‚inkarniert‘. „Der Christusglaube hat den Ein-Gott-Glauben aus einem provinzialistischen, stammesbezogenen Verständnis befreit und universalistisch bis ins Kosmische hinein geweitet. Das Christusereignis hat geistesgeschichtlich den unbekanntes Gott in Bewegung gebracht. Und die menschliche Erlösungshoffnung mit ihm.“ (169) Hier verweist er auch auf Pierre Teilhard de Chardin (1881 – 1955), der ‚von einem evolutiv fortwirkenden Christusimpuls‘ (170) spricht und schon früh erahnt hatte, „wie die Zukunft des Religiösen und Christlichen zu gewinnen sei. In evolutiver Weite!“ (171) Überzeugend plädiert der Autor für ‚eine zeit- wie weltbezogene Christuskonstanz‘ (178). „Es geht tatsächlich um den Christusglauben als das Besondere des kirchlichen Glaubens, nicht in erster Linie um Moral oder soziale Dienstleistung, so wichtig das sein mag und zum Christusbekenntnis dazugehört. Die Kirche muss sich kritisch daran erinnern lassen, dass sie nur als Kirche Jesu Christi eine Existenzberechtigung hat. Der Jesus der Geburt, der Jesus Christus des Kreuzes und der Christus der Auferweckung zum ewigen Leben bei Gott – auf diese Dreifach-Autorität christlichen Glaubens und Bekenntnisses kann diese Religion nicht verzichten.“ (178)

Interessant sind vor allem auch seine Ausführungen zur Entwicklung der Jenseitsvorstellungen: „Evolutionsgeschichtlich hat es lange gedauert, bis ein Vormensch in seinem Bewusstsein vom Schrecken des Todes erfasst wurde, vor dem abstraktes Nichts erschauerte, ohne sich jedoch eine Vorstellung vom Unvorstellbaren machen zu können. Damit eröffnete sich eine zweite Art von Transzendenz über den empirischen Befund hinaus, nicht zu wissen, was im Nichts, was Nichts ist. An dieses Nichts, die Ahnung, dass aus Nichts eigentlich nichts kommen kann, sehr wohl aber etwas gekommen ist, einen Anfang hatte, hat sich allmählich die ebenfalls geistig extrapolierende Vermutung geknüpft, dass es ebenso etwas geben könnte, das das Nichts negiert, aufhebt. Also so etwas wie ewiges Leben, ein Leben über den Tod hinaus, einen Sinn durch den

Tod hindurch, mit Bestand jenseits der Sterblichkeit. Eine Wanderung von der Zeit in die Zeitlosigkeit, in die Ewigkeit. Gibt es etwas Göttliches, das mitwandert oder am Jenseits-Zielpunkt wartet?“ (73) In diesem Zusammenhang weist der Autor ausdrücklich darauf hin: „Nicht in allen Kulturen und nicht zur selben Zeit hat sich ein solcher Ewigkeitsglaube herausgebildet und durchgesetzt, schon gar nicht in gleicher Weise.“ (74) Interessanterweise ist auch im Volk Israel trotz eines starken JHWH-Glaubens eine solche Überzeugung erst relativ spät entstanden.

Eine Fortsetzung finden diese Überlegungen im Kapitel ‚Stell dir vor, es gibt den Himmel‘ (239–274), in dem er auf die Unterscheidung zwischen ‚sky‘, dem natürlichen Himmel, und ‚heaven‘, dem religiösen Himmel, eingeht und vom ‚Himmel als dem Ursymbol der Transzendenz‘ (240) spricht. Gegen Ende des Buches verdichten sich seine eschatologischen Überlegungen noch aus der Perspektive christlicher Hoffnung in einem Unterkapitel: ‚Dann sah ich einen neuen Himmel und eine neue Erde‘ (368–369). Sie münden in die Erkenntnis: „Wenn es eine erste und letzte Hoffnung in der Drangsal unserer endlichen Existenz und endlichen Welt überhaupt gibt, dann diese: ‚Unsere Endlichkeit ist in der Unendlichkeit Gottes geborgen.‘ “ (369)

Die Leserinnen und Leser werden in diesem Buch immer wieder in ein besonderes und letztlich wohl auch unauflösliches Spannungsfeld hineingenommen: Der Autor spricht durchwegs vom ‚unbekannten Gott‘ – und einmal im gleichen Absatz beispielsweise davon: „Wie heiligen wir den unbekanntem Gott als den Gott, der das Ewige und damit seine ewige Nähe verheißt?“ (318) Ist und bleibt er wirklich ‚unbekannt‘, wo er angeblich doch ‚seine ewige Nähe verheißt‘? In einem vorausgehenden Kapitel ‚Auf dem Areopag‘ (135–149) bezieht sich J. Röser insbesondere auf Paulus, der beim Herumgehen und Betrachten der Heiligtümer auf dem Athener Areopag einen Altar sah mit der Aufschrift: ‚Einem unbekanntem Gott‘: „Paulus knüpfte daran an: ‚Was ihr verehrt, ohne es zu kennen, das verkündige ich euch.‘ [...] Doch als Paulus von der Auferstehung der Toten erzählte, spotteten die Zuhörer. Andere urteilten ablehnend: ‚Darüber wollen wir dich ein andermal hören.‘ Paulus zog die Konsequenzen und ging weg.“ (146) Diese bekannte Szene kommentiert der Autor folgendermaßen: „Paulus greift mit einer natürlichen Theologie die Ahnung der frommen Leute auf, dass es noch etwas Ganz-Anderes geben könnte, was sie mit ihrem gewohnten Kult nicht verehren. Der Apostel lenkt den Blick weise auf die alltäglichen Erfahrungen der Schöpfung, des Lebens. Zugleich wehrt er die Versuchung ab, in Gott nur eine menschliche Projektion zu sehen, als ob Gott das Menschliche zu seiner

eigenen Wirklichkeit nötig hätte. Er wohnt nicht in Tempeln aus Menschenhand, und er lässt sich auch nicht von Menschen bedienen, als ob er etwas von diesen bräuchte. Er selber gibt das Leben, den Atem. Der Mensch feiert bereits intuitiv den unbekanntem, unsichtbaren Gott in Leib, Seele und Geist. Paulus verdichtet die Einsicht hymnisch mithilfe einer Spielart des Panentheismus, wonach alles *in* Gott ist, voller Dynamik. *In* ihm leben wir, bewegen wir uns, sind wir unterwegs. [...] An einer anderen Stelle sagt Paulus ausdrücklich, dass wir in unserem Leben Gott nur teilweise erkennen, ‚wie im Spiegel, als Rätsel‘ (1 Kor 13,12), erst nach dem Tod werden wir ihn von Angesicht zu Angesicht schauen.“ (147)

Im umfangreichen und flüssig geschriebenen Buch kommen sehr viele und miteinander verflochtene Aspekte zur Sprache, sodass es gar nicht leicht ist, einzelne herauszugreifen oder hervorzuheben. In mehreren Kapiteln (etwa ab der zweiten Hälfte des Buches) fehlen auch nicht scharfsinnige Beobachtungen zur Gegenwartskultur und Bemerkungen zur aktuellen Kirchensituation. Ein ‚Lieblingsbegriff‘ des Autors dürfte übrigens ‚Wellness‘ sein – mit diversen Kombinationen wie ‚Wellnessreligion‘ oder ‚Heilswellness‘. Über seine Ausführungen zur Liturgie (210–230), zum Priesterbild (230–238), zu Interreligiosität (293–300), zum ‚Lebensstil Christsein‘ (301–339) oder zu an verschiedenen Stellen wiederkehrenden Bemerkungen zum ‚Kirchenbetrieb‘ mit seiner ‚Gemeindeideologie‘ (345) lässt es sich gut diskutieren. Er sieht ein vielfaches Desinteresse „an der Alltäglichkeit des Statement-Kirchentums und an den zugehörigen provinziellen Binnensichten sowie ermüdenden Dauer-Strukturdebatten über Macht und Machtverteilung“ (250) – um dann später doch wieder zu Recht einzufordern: „[...] sie [die Machtfrage] ist zu stellen, und das nicht in einem reduzierten Sinn.“ (349) Ob und inwiefern seine sich in mehreren Schleifen wiederholende Kritik wirklich zutrifft, mag jede und jeder selbst beurteilen. Auf jeden Fall lohnt es sich, sich auch damit auseinanderzusetzen und über eine weitere Entwicklung des konkreten kirchlichen und sakramentalen Lebens nachzudenken. Aber das eigentlich Aufschlussreiche seines Buches und ein nachhaltiger Impuls liegen wohl in der evolutiven Sicht des Universums, die er mit der Glaubensevolution verbindet: „Auch das Christentum ist mit seinen Gottesbildern weiter im Werden.“ (123) Das ist und bleibt das Herausfordernde und darin liegt wohl der entscheidende Mehrwert der anregenden Lektüre dieses Buches.